

Die man in Frankfurt a. M. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Die man in Frankfurt a. M. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Die man in Frankfurt a. M. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Die man in Frankfurt a. M. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Die man in Frankfurt a. M. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Die man in Frankfurt a. M. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Die man in Frankfurt a. M. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Die man in Frankfurt a. M. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Die man in Frankfurt a. M. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Die man in Frankfurt a. M. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Die man in Frankfurt a. M. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Die man in Frankfurt a. M. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Die man in Frankfurt a. M. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Die man in Frankfurt a. M. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Die man in Frankfurt a. M. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Die man in Frankfurt a. M. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Die man in Frankfurt a. M. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Die man in Frankfurt a. M. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Die man in Frankfurt a. M. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Die man in Frankfurt a. M. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Die man in Frankfurt a. M. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Die man in Frankfurt a. M. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Der Reichstag in Berlin. Die Kraft zur Umgestaltung des Reichstages...

Politische Uebersicht.

Halle a. S., den 8. Januar 1913.

Keine Erbschaftsteuer, Verschleppung der Besitzsteuer.

Zur Finanzminister-Konferenz, die vor einigen Tagen in Berlin stattfand, wird der Straßburger Post offizios...

Wir sind von zuständiger Seite ermächtigt, zu erklären, daß von einem Gesetzten der Vermögenszuwachs, der unter den Finanzminister...

Stimmungsbild vom Parteitag.

Vom Berliner Parteitag der preussischen Sozialdemokratie wird uns geschrieben: P. B. Man ist gewohnt, daß die sozialdemokratischen...

Man hat bei der Beratung der Wahlgesetzfrage ein Genosse Strick...

Der neue Wahlstand in Schw.

Aus Schw. wird dem Reichstag geschrieben: Die baltischen Reaktionen trahen vor Freude, weil bei der Schw. Reichswahl am 30. Dezember der freisinnigste...

Vertraulich. Schw., den 28. Dezember 1912.

Im Interesse des Deutschthums in den Dinarzen liegt es, alles zu tun, um einen Wahlsieg der polnischen Partei im Kreise Schw. zu vereiteln.

Reformen, von denen man nichts merkt.

Die auf dem sozialdemokratischen Parteitag ausgesprochene Vermutung, daß die sogenannte Zimmerei-Kommission zur Vorbereitung der Reformen...

Deutsches Reich.

— Fernerungsulagen für Eisenbahnbeamte. Der dem Reichstag vorliegende Antrag...

— Volkliche Regelung des Verkehrs mit Aufschlagszügen. Unter dem Vorh. des Direktors im Reichsdam...

— Wie der Staat die Angestellten anseht. Die Reichsbaupolizei...

— In der gleichen Stadt erzählt kürzlich der Landeskommissar einem verzeigten...

Liberales.

Der sich bezeichnenderweise noch immer zur Fortschrittlichen Partei zählende...

Das Wäcker eines Herrschaffen.

Die Ohrenjäger, die sich, wie gekannt, in Zweibrücken in der Rheinpfalz auf offener Straße...

— Neue Wäcker. In den nächsten Tagen treffen gegen 3000 geflorene australische...

Italien.

Wäckerarbeit der Soldaten. In Roccaforte in der Provinz Rom kam es am Montag zu tumultuarischen Szenen...

Spanien.

Die politische Krise. Die angekündigte Verammlung der konservativen Partei...

Welt wecke engsten Anknüpfung an Marxa, die Weisheit dessen
enbaltige Abfingung beizubehalten. Der konervative Senator
Gehan Collieres erklärt, die Usmierung Marxa's,
dessen Politik der herkömmlichen konservativen Politik järoff
zuwiderlaufe, sei eine Lebensfrage für die Partei. Am allen
Zeilen des Bundes laufen Tausende von Telegrammen an den
König ein, die ihn zur Abfingung der letzten Kräfte beglück-
wünschen. Es herrscht ungeheure politische Aufregung.

Portugal.

Das neue Ministerium ist noch immer nicht zustande gekom-
men. Der Führer der Evolutionenpartei Almeida da Costa verdrängte
darauf, das neue Kabinett zu bilden mit Rücksicht darauf, daß
die Abgeordneten der Partei der Unabhängigkeit sich einer
Anniehung und der Revision des Dekrets über die Rente widere-
setzen. — Alfonso Costa konterte mit dem Präsidenten der
Republik und erklärte sich bereit, das neue Kabinett zu bilden.

Amerika.

Die Kräfte vor Gericht. Der Oberste Gerichtshof in Washing-
ton hat die bestirnten Anlaufpunkte in dem Prozeß gegen
James A. Ratten und andere aufrecht erhalten, die beschuldigt
waren, einen sogenannten Baumwollkormer unter Verletzung
des Antitrustgesetzes ingenieur zu haben. Diese Entscheidung
bedeutet, daß die Bildung eines Kormers an der Spitze vom
höchsten amerikanischen Gerichtshof für gesetzlich gehalten
wird. Der Fall wurde dann an das untere Gericht zur Unter-
suchung zurückverwiesen. Der Oberste Gerichtshof lehnte es
ferner in seiner Sitzung vom Montag ab, die von der Union
Pacific Bahn vorgeführte Transaktion ihres Southern
Pacific Aktien-Besizes an ihre Aktionäre gutzuheißen, da hier-
durch die Verschmelzung nicht wirksam genug aufgehoben werde.

Gewerkschaftliches.

Die christliche Streitkomitee im Saarrevier.

Für jeden Kenner der Verhältnisse war klar, daß nach dem
Willen der christlichen Gewerkschaften die Lohn-
bewegung im Saarrevier nicht in einen Streik ausmünden
sollte, es kam den Herren nur darauf an, den Rückgang von
16000 Mitgliedern im Saarrevier um die Jahresende wenig-
stens teilweise in das Gegenteil zu verkehren. Es kam ihnen
auch darauf an, die berechtigte Zustimmung der Saarbergleute
zum Kampf gegen die „Berliner“ auszunutzen. Daß dieselben
Gewerkschaften, die sich seit Jahr und Tag als die festesten
Stützen der Ordnung aufstellten, die die Regierungen von
Preußen und Bayern sehen, beim Vatikan zu ihren Gunsten
zu intervenieren, denen der preussische Staatsminister Delbrück
bescheidet, daß ihre Entwidlung für das Staatswohl wichtig
und wünschenswert sei, daß sie einen großen Streik auf staat-
lichen Grundbesitz inangieren sollten, erscheint von vornherein
ganz unabweisbar. Beweise für die Wichtigkeit dieser Ein-
sicht dürfte die nächste Zukunft liefern. Oppersdorfs
Zeitschrift *Laubei und Wahrheit* gibt über sich in
dieser Richtung bezeugenden Heberzeugung in der Nummer vom
5. Januar c. folgenden Ausdruck:

„Gewerkschaften, auf deren infamische eigene Wille hin die
Regierungen Preußens und Bayerns sich zu nachdrücklichen
Vorteilungen beim Vatikan herbeilassen, auf daß sie un-
belehrt weiter leben dürfen, die sind nicht frei, die sind der
Schnitzerei gegenüber in besonderer Weise moralisch
gebunden. Ihre Führer sind wie Geiseln in der
Hand der Regierung. Die bursten schon gar nicht ein
großes sozialistisches Unternehmen wirtschaftlicher Schritte
auszuheben, und dies noch in Zeiten so hochgradiger
internationaler Spannung. Und so gefasch. — Für jeden
Menschen war deshalb ein unter Leitung dieser christlichen
Gewerkschaften ausgeführter Streik auf den höchsten
des Saarreviers längst eine innere Unmöglichkeit.
— Gerade diese Tatsache ist aber dazu angetan, den christ-
lich-nationalen Streitkomiteen diesmal und hier eine be-
sonders schwere Verantwortung aufzuerheben. Daß sie trotz
ihrer moralischen Unfreiheit gegenüber der Hilfslosigkeit
der Saarbergleute die Zustimmung wie „Freie“ erhoben
und erheben ließen, das war in mehr als in einer Hinsicht
ein schweres Unrecht. Es war eine Volkswendung, deren
Folgen nun der Sozialdemokratie zugute kommen
müssen. Die Saarbergleute wissen heute von der längst be-
stehenden Gebundenheit ihrer oberen Heberzeugung. Sie
fragen mit Recht: Warum verweigerte man uns gegenüber,
dieser Unfreiheit der Führer? Warum ließ man die Streik-
aufregung erst zu uns reden? Warum die abflossenen Ver-
sammlungen, Erregungen, Hebergeisterungen? Warum traten
schließlich die unfreien Oberleiter nicht früher als Friedens-
engel auf? Das Ergebnis all dieser wilden Dinge ist eine
Tiefgründigkeit jedes Vertrauens bei den Bergleuten.“
Mit einer kleinen Forderung eines bestimmten Spriechwortes
kann man in diesem Falle sagen: „Wenn zwei sich streiten,
erschlägt der Dritte die — Wahrheit!“ Und in diesem Sinne
müßte das Helikopter der christlichen Gewerkschafts-Führer,
allerdings ganz amnützig und vertrauenswürdig. ... Die
armen betrogenen und verschädeten christlichen Bergleute
kamen einem in der Tat bei!

Ausperrung der Unterweserschiefer.

Am 10. Dezember 1912 hat der Unternehmerverband der
deutschen Kohlensteiger (Eig. Westfälische) eine Aus-
perrung des Wals in den Personals unter Tarif-
buch vorgenommen. Sobald ein Dampfer von der Banquette
in Hafen angekommen war, erhielt die Besatzung ihre Mün-
den.

gang. Geplant war, nur an den Maschinen eine Aus-
perrung vorzunehmen. Da aber naturgemäß ohne diese
den Dampf in See gehen kann, so wurde schließlich auch den
übrigen Maschinen gestrichelt. Das geschah offensichtlich
unter der Voraussetzung, daß schon die Androhung einer Aus-
perrung der ersten Kräfte genügen würden, um die
Menschen beim Warten der Arbeiter zu machen. Da
die Kalkulation feststellte, waren die Unternehmer schließlich
gestungen, auch den übrigen Maschinen zu kündigen, um
die Weiterzahlung der Löhne für die späten zu können. Die
ganze Ausperrung war ganz einseitig nur an dem Jued
Ingenieur, um den am 12. November nach kurzem Streit und
wiederholten Verhandlungen mit dem Generalsekretär der
Menschen und Geiger abgeschlossenen Tarifvertrag bis zu
werden.

Nur nach der ausgesprochenen Kündigung wurde den Maschi-
nen freigestellt, weiter zu fahren, als Bedingung wurde ihnen
jedoch der Austritt aus dem Verband gestellt. Die Maschinen,
die zu 90 Prozent im Besitz der Maschinen sind, sind
Geiger organisiert sind, leichten die Zustimmung rückweg ab
und der Verband verhängte die Sperre.

Jetzt liegt eine gemalte Flotte von Fischdampfern in den
drei Fischereihäfen, bisher 143 von 168. Auch von den
schiffen noch auf See befindlichen Schiffen wird der größte
Teil noch angehalten. Die Wirtungen der Ausperrung
machen sich bereits in weiten Kreisen der Bevölkerung geltend,
ist doch die halbe Einwohnerzahl von Westfalen auf den
Seefischereibetrieb angewiesen, ganz abgesehen davon, daß der
ärmeren Volksklasse ein wichtiges Nahrungsmittel betruert
und ausgeht wird.

Ausgespart und insgesamt etwa 1400 Mann, haben ent-
fallen auf das Maschinenpersonal circa 500, die übrigen sind
Waldpersonal. Schon heute machen sich die gewaltigen schäd-
lichen Wirkungen der Ausperrung auf weite Bevölkerungssch-
reite geltend, was sich bei langer Dauer der Ausperrung ins
Ungemeine steigern wird. Die Kalkulation legt sich für die
„Gute“ ins Zeug, indem sie den Ausgesparten das Wes-
treten der Fischereihäfen verbietet.

zum Streit im Berliner Hieselenlegewerke

wird noch berichtet: Der im Jahre 1910 für das Hieselenleg-
gewerke abgeschlossene Tarifvertrag lief mit Ende des Jahres
1912 ab. In der Absicht, den Tarifvertrag auf der alten
Grundlage mit einigen reaktionellen Veränderungen wieder aus-
zuheben zu bringen, wurden der Unternehmer-Organisation die
Forderungen der Arbeiter mit dem Wunsch, die wirtschaftlichen
Verhältnissen entsprechend eine Lohnerhöhung zu be-
willigen, am 8. November 1912 ausgestellt. Die Verhandlungen
am 10. Dezember 1912 scheiterten an dem Widerstand der
Unternehmer, irgend eine Lohnerhöhung zu gewähren. Nach
dem Ablauf des alten Vertrages unterbreiteten die Unternehmer
hierauf den einzelnen Hieselenlegern und Hilfsarbeitern eine
Arbeitsordnung zur Unterschrift, die gegenüber dem alten Ver-
trage grundlegenden Verschlechterungen aufwies.

Eine gemeinsame Arbeiterversammlung der drei am Ver-
trage beteiligten Organisationen (Christliche Vereinigung, Deut-
scher Bauarbeiter-Verband und Christlicher Bauarbeiter-Ver-
band) beschloß am 5. Januar 1913 mit dem Vorgehen
der Unternehmer-Organisation. Nach eingehender Darstellung
der gegenwärtigen Situation wurde ohne Diskussion folgende
Resolution mit 488 gegen 15 Stimmen angenommen:

„Die gemeinsame Arbeiterversammlung der Hieselen-
legergewerkschaften Berlin und Umgebung erklärt sich mit
dem Verhalten ihrer Kommission in den Verhandlungen am
10. Dezember 1912 einverstanden und sieht nach wie vor auf
dem Standpunkt, daß eine Erhöhung der Stundenlöhne an
den Walschlag eines Tarifvertrages nicht zu denken ist. Die
Verammlung erklärt, unter keinen Umständen einseitige von
den Unternehmern herausgegebene Arbeitsordnungen anzu-
erkennen. Zur Abwehr verschlechterter Arbeitsbedingungen
sehen sich die Verammelten gezwungen, die Arbeit überall
solange ruhen zu lassen, bis dieselben von den Unternehmern
zurückgezogen sind und der Verband der Hieselenlegerschaften
sich erklärt, die Verhandlung unter am 8. November
1912 ausgetheilten Forderungen zu verhandeln. Gefasch,
wenn die Verammelten in die Abwehr eintreten, kann die Ar-
beit auch nur durch Kommissionsbeschluß wieder ausgenom-
men werden.“

Dieser Beschluß ist von den Hieselenlegern und Hilfs-
arbeitern in vollem Umfange durchgeführt worden. Es haben
sich bisher 451 Hieselenleger und 146 Hilfsarbeiter zur Streik-
kontrolle gemeldet.

Christliche Arbeitswilligenliste.

Die Spethereiarbeiter der Rolambühle in Bremen sollten
nach Anwendung der Direktiven nach Beendigung ihrer Tages-
schicht noch 8-10 Stunden arbeiten, um die Silos leer zu
machen. Sie erklärten sich dazu bereit, trotz der übermensch-
lichen Anforderung, wenn für die Zeit ein entsprechender
Lohnzuschlag bezahlt werde. Das lehnte die Direktion ab und
machte durch Anschlag bekannt, daß keine Entlastung werde, der
die verlangte Arbeitsleistung nicht entspräche. Im 9. Uhr abends
machten die Arbeiter, 88 Mann, einmütig Feierabend; zur
selben Zeit erhielten sie aber auch ihre Entlassung. Bei der
Isort von Brauerei- und Mühlenarbeiterverband eingeleiteten
Verhandlung wurden die Differenzen zugunsten der Arbeiter
geregelt und dabei noch die Walschlag der Walsarbeit durch-
gesetzt; die Entlassungen wurden wieder eingezogen.
Bei der Verhandlung erklärte aber der Vertreter der Arbeiter
von der Direktion, daß inzwischen der „christliche“ Arbeiter-
sekretär G. H. J. persönlich in der Rolambühle gewesen
sei und 15-18 brauchbare Arbeiter angeboten hätte.
So verhalten christliche Arbeiterführer die berechtigten An-
sprüche der Arbeiter durch Arbeitswilligen-Lieferung zu hinter-
treiben.

Der Geberstreik in Amsterdam

Hat sich weiter ausgebreitet und mehrere größere und viele
kleinere Druckereien ergriffen. Nachdem bereits gefasch
Kunzpers Organ Standard nicht erschienen konnte, droht das

gleiche Los der katholischen Zeitung *Lib.* Die bescheidenen
Leistungen sind nachteilig. Bietet die Forderungen des
Geiger zu bemilligen und werden daher kaum in Mit-
leidenschaft gezogen werden. Die Forderungen der Arbeiter-
schaft, die bei den einzelnen Arbeitgebern getrennt vorge-
bracht werden, sind ein Mindestlohn von 27 Cent
(48 Pfennig) bei einer wöchentlichen Arbeitszeit von 57 Stun-
den, die nach anberathen Jahren auf 8 Stunden herabgesetzt
werden soll.

Aus den Gerichtssälen.

Schwurgericht.

In der Dienstagssitzung kam ein Fall

Mordstrafe.

zur Verhandlung. Dazu wurde die 19jährige ledige Köchin Anna
Häsel aus Eschleben aus der Untersuchungshaft vorgeführt.
Das junge Mädchen gefasch am 25. Oktober d. J. in Romsberg
(Preußen), wo sie damals in Stellung war, ein Kind, das sie
gleich nach der Geburt tötete. Sie reiste dann zu ihren Eltern
nach Eschleben zurück und nahm die Kindesleiche in einem Nest-
korb mit. Als sie den Forch in der Wohnung einer Verwandten
unterstellte, wurde durch den auffälligen Geruch die genaue
Inhalt entdeckt. Die Unschuldige räumte die Tat vor Gericht
unter Tränen ein. Die hinter verschlossenen Türen stattgehabte
Verhandlung führte zu dem Ergebnis, daß die Unselbstige wegen
Zubilligung mildernder Umstände auf der niedrigst zulässigen Strafe
von zwei Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Acht Wochen
Untersuchungshaft wurden auf die Strafe in Anrechnung gebracht.

Schöffengericht.

Durchfahren bei dem Asteienhandel. Gelegentlich des Ver-
kaufs einer größeren Menge Asteien auf dem Kolonial-Präger-
platz bei Leuzidenthal an einen hiesigen Walschlag wurden dort
am 8. November 1912 Asteien mit hinausgeschmuggelt. Als Dieb
kam der dortige Walschlagmeister als auch der hiesiger Land-
lungsbehörde in Frage. Ein Arbeiter, der bei dem Transport des
Metalls tätig gewesen war, hatte die Sache bald zur Anzeige ge-
bracht, da er aus seiner Stelle entlassen worden war. Die beiden
Beschuldigten wurden zu je fünf Tagen Gefängnis verurteilt.
Der Walschlagmeister hat durch sein Tun auch seine Stelle ein-
gebußt.

Briefkasten der Redaktion.

100-12. Sie können gegen den Rentenzuschlagsbescheid
innerhalb 4 Wochen nach Zustellung Berufung beim Oberver-
waltungsamt in Merzbach einlegen. Wenn es bei der Reuten-
aufhebung verbleibt, müssen Sie Beitragsmarken weiter leisten.
Fr. Sar. B. Das kommt auf die einseitigen Gemein-
beschlüsse an, die die Genehmigung des Kreisaußschusses haben
und Ihnen auf Verlangen vorgelegt werden müssen. Wenden
Sie sich eventuell an den Vorrat.

Beantwortung für Beiratsrat, Politische Lehrkräfte, Partei-
nachrichten Paul Henning, Ausland, Gewerkschaftliches, Heilung
und Vermögens Karl Bock, Lokales Wilhelm Koenen,
Prominente G. H. Kasparik. — Erleger und für die
Inhalte verantwortlich A. Jähni. Cämlich in Halle. — Druck
der Halleischen Genossenschafts-Buchdruckerei (G. B. M. S.).

Die heutige Nummer umfasst 10 Seiten.

überzeugt von
ihrer Güte!

Unsere
Marine

die Köhler

2 Cigarette

4 1/2 Pf. Die

1848

Unser grosser Saison-
Räumungs-Ausverkauf
bietet nach wie vor
unübertroffene Vorteile
zu nie wiederkehrenden Preisen!

Geschäftshaus **J. WIN**
Unsere Schaufenster sind beachtenswert!

Halle a. Saale,
Marktplatz 2 u. 3.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-17067526219130109-18/fragment/page=0003

DFG

Die Balkankrise.

Der Londoner Friedenshandel ruht jetzt vollständig, und alles hängt in der Schwebe. Die Verhandlungen gänzlich abbrechen, wie die Balkandelegierten in ihrem Ultimatum angedeutet hatten, dazu hat man sich nicht verstehen können, und so liegt man es zunächst bei einer „Suspension“ benachteiligt. Die Hoffnung, die Balkanverhandlungen, lapidarisiert inzwischen Adrianopel, wodurch sich die Lage wesentlich zu ungunsten der Türkei verändern und diese nachgiebiger machen dürfte. Weiter scheint man ganz bestimmt damit zu rechnen, daß die Großmächte entscheidend eingreifen und einen Wiederbeginn der Friedensgespräche, was eine neue gefährliche Verdröhung des europäischen Friedens bedeuten würde, mit allen Mitteln verhindern werden. Tatsächlich haben aber wohl alle diese Vermutungen und Erwartungen bis jetzt irgendeine größere Bestätigung in Form einer gemeinsamen Intervention der Großmächte noch nicht angenommen, so daß die Situation nach wie vor im höchsten Grade unsicher und bedenklich ist. — Das Reichliche Bureau meldet, daß seit Montag keine weitere Veränderung der durch die Unterbrechung der Friedensverhandlungen geschaffenen Lage eingetreten ist, und nach dem jetzt in den türkischen Kreisen herrschenden Eindruck die türkischen Delegierten London wahrscheinlich verlassen werden, wenn keine Mittel gefunden werden, die gegenwärtige Schwierigkeit auszugleichen.

Werden die Großmächte vermitteln?

Berlin, 7. Januar. Außer den Mitgliedern der Londoner Vorkonferenz sind auch die einzelnen Vorkonferenzen der Großmächte in Konstantinopel selbst bemüht, bei der Fortsetzung und ihren Vertretern einen Einfluß dahin auszuüben, daß die türkische Regierung auf den Besitz von Adrianopel verzichtet. Ein Kollektivschritt der Mächte in dieser Beziehung ist indessen, was das Reichliche Telegramm-Bureau von informierter diplomatischer Seite erklärt, nicht in Aussicht genommen. Man ist hier in Berlin der Ansicht, daß, wenn die Meldung richtig ist, daß Adrianopel sich überhaupt nicht mehr halten könne, die Türkei selbst zur Einsicht gelangen werde, nicht länger mehr auf dem Besitz von Adrianopel beharren zu können. Dadurch würde natürlich die ganze Situation eine wesentliche Verunsicherung erfahren.

London, 7. Januar. Unterhaus. Der Liberale King fragte, ob die Mächte über den Kurs eines gemeinsamen Vorgehens für den Fall, daß die Friedenskonferenz zu seinem Lebenszweck kommen sollte, Beratung und sich geeinigt hätten. Der Staatssekretär des Auswärtigen, Grey, erwiderte, die Großmächte hätten selbstverständlich dieser Frage ihre Aufmerksamkeit geschenkt, doch könne er keine ihre Ansichten oder ihren Einfluß betreffenden Erklärungen vorzulegen, es sei denn mit ihrer gemeinsamen Zustimmung. Wenn diese Zustimmung erfolge, würde er bemüht sein, dem Kaiser so bald als möglich Aufklärung zu geben.

Konstantinopel, 7. Januar. Der offiziöse Idam meldet: Sir Edward Grey habe für Bulgarien und der Türkei eine neue Normel für die Regelung des künftigen Schicksals von Adrianopel vorgeschlagen. Danach soll zwischen beiden Staaten eine neutrale Zone gebildet werden, in der Adrianopel einbezogen wird. Diese Zone soll durch Beamte eines unbeteiligten Landes geleitet werden. (?)

Paris, 8. Januar. Nach einer Meldung des Temps hat der englische Staatssekretär Sir Edward Grey den in London akkreditierten Vorkonferenzen einen aus sechs Artikeln bestehenden Entwurf bei der Porte zu überreichenden Kollektivnote vorgelegt. Die sechs Artikel beziehen sich auf Adrianopel und die Inseln im Ägäischen Meer und stellen der Porte im Falle ihrer Willfährigkeit ausgiebige finanzielle Hilfe in Aussicht. Gleichzeitig ist ein von der französischen Regierung ausgehender Interventionsvorschlag an die Vorkonferenz-Konvention gelangt.

Die Auffassung der deutschen Regierung.

Zum Abbruch der Verhandlungen der Londoner Friedenskonferenz dringt die kaiserliche Zeitung am Dienstag abend folgenden offiziöse Telegramm aus Berlin:

„Man war auf den Abbruch der Verhandlungen gefaßt gewesen. Der Balkanbund hat es aber für angemessen gehalten, einen so schnellen Schritt nicht zu unternehmen, sondern die Verhandlungen der Konferenz lediglich zu suspendieren. Damit ist der Fortgang des Handels bis auf weiteres hinter die Küsten verlegt. Rummel ist die Neige an den Großmächten, mit nachdrücklichen Bemühungen eingetreten. Das Vorgehen der Großmächte soll gleichzeitig in Konstantinopel und in London abgeklärt werden. In Konstantinopel werden die Vorkonferenzen auf die Fortsetzung der Verhandlungen der Vorkonferenzermächtigung auf die Delegierten der Türkei. Der Zweck der Einwirkung ist zu verhindern, daß in irgendeiner Weise die Feindseligkeiten wieder eröffnet werden. Die Nachricht aus Sofia, daß Schürti Pascha, der Vorsitzende von Adrianopel, dem Zutritt einer türkisch-bulgarischen Kommission angeteigt habe, wäre von großer Bedeutung, wenn sie als Vorboten von Kapitulationsverhandlungen zu erklären wäre. Bisher hat Schürti Pascha daran festgehalten, daß er Adrianopel nur auslösen könne auf Grund eines ihm dazu ermächtigenden ausdrücklichen Befehls des Sultans. Ein solcher Befehl ist nicht erteilt worden und wird von dem Sultan nicht erteilt werden, da der Sultan bei aller sonstiger politischer Zurückhaltung, die er zu üben pflegt, gerade in der Frage des Besitzes von Adrianopel nachdrücklich auf die türkische Seite zu stehen wird. Auf jeden Fall kann man sagen, wenn die eben erwähnte Nachricht sich bestätigt, daß das Verlangen Schürti Paschas aus Kommissionsverhandlungen darauf schließt, daß Adrianopel am Ende seiner Widerstandskraft angelangt ist oder in kurzer Zeit angefallen sein wird.“

Die bulgarisch-rumänische Spannung.

Soll nach einer Meldung aus Bukarest noch nichts an Schärfe verloren haben, nach einer aus Paris durch eine bevorstehende Verständigung so gut wie beiseite sein.

London, 7. Januar. Das Reichliche Bureau erklärt: Die Beziehungen zwischen Rumänien und Bulgarien über die Grenzberichtigung machen keine Fortschritte. Minister Jonevski wird heute eine weitere Besprechung mit Dr. Danielescu haben, die, wie man hofft, die Angelegenheit vorwärts bringen wird. Gegenwärtig herrscht in den bulgarischen Kreisen einige Abneigung über diese Frage zu verhandeln, und die Meinung überwiegt, daß ein bulgarischer Spezialgesandter ernannt werden sollte, um mit der rumänischen Regierung über diesen Gegenstand zu diskutieren. Die Rumänen scheinen das Fortschreiten der Verhandlungen mit Bulgarien über die Grenzfrage nicht allzu hoffnungsvoll zu beurteilen.

Warum Oesterreich nicht abrisst.

Berlin, 7. Januar. Zu den Gründern, mit denen die österreichisch-ungarische Regierung die russischen Abrüstungsvorschläge abgelehnt hat, erklärt der Kofalarbeiter, daß die Truppenverfärfungen in Bosnien und der Herzegovina sowie längs der serbischen Grenze bei den Japunen gehalten werden sollen, bis Serbien seine Truppen aus den von ihm besetzten türkischen Gebieten, welche nach dem Friedensschluß nicht serbisches Gebiet werden, zurückgezogen hat.

Halle und Saalkreis.

Halle a. S., den 8. Januar 1913.

Städtische Sparkassen, Leuzener und Kriegsgelderei.

Die hiesige Städtische Sparkasse hatte bekanntlich im November aus unter einer ganz plötzlichen Steigerung der Abhebung von Sparkargen zu leiden. Hunderte von Sparern waren durch das maßlose Kriegsgeldere und die gemeine Gege der bürgerlichen Presse in Angst um ihre Sparkargen versetzt worden. Die Sparkasse sah sich schließlich zur Veranlassung, den Zeitungen Verfügungsartikel über die Sicherheit der Sparkargen auszugeben. Die berechtigte Maßnahme war, zeigt der Erfolg, den in anderen Städten die Muns auf Sparkassen gehabt haben. Fast alle kommunalen Sparkassen im Reich beklagen, wie die Kommunale Wertsbericht, in ihren Berichten über das abgelaufene Geschäftsjahr den ungünstigen Einfluß, den die Geldknappheit, die politischen Verhältnisse und die Steuerrückstände auf den Sparkassen hatten. Wenn auch nicht überall, auf unbedingte Klarstellung hin, Muns auf die Sparkassen hatten, wie man Anfangs November in Magdeburg und anderen Orten, so hat sich doch durchgängig die dauernde Gefahr eines europäischen Krieges durch gabelnde Abhebungen oder vermehrte Einzahlungen bemerkbar gemacht. So ist in Frankfurt am Main die Zahl der Sparern und die Höhe des eingezahlten Kapitals nicht in den Maße getiegen, wie nach den vorangegangenen Jahren zu erwarten war.

Besonders deutlich zeigt sich der Einfluß der ungünstigen Verhältnisse in Berlin. Die Sparkasse der Stadt hatte nach einer Reihe ungünstiger Jahre im Geschäftsjahr 1909/10 wieder einen kleinen Aufschwung zu verzeichnen. Die Sparern hatten sich endlich wieder getraut, auch war wieder ein Ueberfluß der Einzahlungen über die Rückzahlungen geblieben. Aber schon im Geschäftsjahr 1910/11 konnte man bemerken, daß eine erneute Verflechtung bevorstand. Der Zuwachs an Sparern hatte sich wieder ermäßig und der Einzahlungsüberschuß war nicht mehr so reichlich wie im vorhergehenden Jahre. Die neue Werbung zum Schließen ist nun im Geschäftsjahr 1911/12 (1. April 1911 bis 31. März 1912), wie der jetzt durch den Magistrat veröffentlichte Jahresbericht der Sparkasse ergibt, noch deutlicher geworden. Die Gesamtzahl der in den Händen der Sparern befindlichen Sparkargen, die in 1909/10 um 8000, in 1910/11 noch um 4033 getiegen war, ist in 1911/12 um 8000 herunterngegangen. Der Einzahlungsüberschuß hatte sich in 1909/10 auf 18 1/2 Millionen Mark, in 1910/11 noch auf 12 1/2 Millionen Mark gestellt, in 1911/12 aber sind nur knapp 8 1/2 Millionen Mark drübergeblieben.

Schon folgenschwerer hat sich die Ungunst der Zeiten in anderen Städten gezeigt. Die Spremberger Sparkasse will in nicht ferner Zeit eine Erhöhung des Depotzinsfußes einretreten lassen. Während bisher 4 Prozent gezahlt wurden, sollen fernerhin in den ersten zwei Jahren 6 Prozent

Lügen.

[Nachdr. verb.]

Geschichten vom Kriege von Gustaf Janzon.

„Das sind nicht die, die uns beschießen, das...“ Er lachte, als wenn ein metallener Gegenstand die Säbelklinge des Leutnants streifte, und ein Schuß knallte ganz in der Nähe. „Still! Ruhe...“ „Hill“ ermahnte Carello seine. Ein unsichtbarer Feind hatte sie sich zur Zielflechte genommen, würde wieder aus seinem Versteck den einen nach dem andern nieder-schießen... Er sah zur Seite und begegnete den Augen Brilli. Auf ihrem Grunde lag eine bodenlose Angst. Ein schwindelndes Gefühl von der Nähe des Todes schüttelte Pietro. War er überhaupt noch der Mann für unsichtbaren Feinde preisgeben? „Hilf mir, ich fühle mich...“ Brilli formte seine Lippen wieder und immer wieder lautlos die Worte: „Ich bin verloren!“ Brilli entsetzte Augen, Apagnotis besterztes Gesicht, Benedetti's Gejammer, das den unartikulierten Tönen eines geschlagenen Hundes glich, all das vereinigte sich zu einem Ganzen, das sein Bewußtsein mit dem lähmenden Griff eines mächtigen Traumes gepaart hielt.

„Mein, mein!“ lachte er laut, und mit einer Bewegung, als wenn er sich losreiße, machte er Miene sein Gewehr fertig und zielte nach der Ebene hin.

„Sie sind zu weit weg.“ Der Leutnant legte die Hand auf seinen Arm.

„Im selben Augenblick fragte ein Schuß und eine Kugel piffte dicht neben Pietro's Kopf vorbei.“

„Dort...“ „Ich sah ihn!“ lachte triumphierend der Leutnant. Diese Versicherung änderte mit einem Schlage die Stellung. Pietro fuhr herum und bestellte die Augen auf den Bergstamm zur Wechten. Brilli hob innerlich sein Gewehr. Apagnotis's Gejammer und Benedetti's Gejammer verhallten.

Das sind die, die uns die ganze Zeit beschossen haben. Sieh da, sie wollen sich wieder in Erinnerung bringen!“ Von Abgang rufte die etwas Hand herab und ließ erkennen, wo die Kugel eingeschlagen hatte.

„Er haben ein paar Mann von sich bedacht, vermutlich sichere Schüsse. Das sind die, die wir rechtis von uns haben.“ „Der Leutnant, meinen Sie, daß wir...“ Brilli's leidenschaftliche Lippen öffneten und schlössen sich einige Male, ohne den Satz zu Ende zu bringen.

„Nein,“ „Ich bin durch zur Antwort, Benedetti. Können Sie mich helfen?“ „Nein,“ „Ich will nicht.“ „Pietro war ein prüfendes Bild nach dem Berggipfel hin auf, Vermutlich sollte die Metrasse da hinüber gehen.“

„Nein,“ rief Leutnant Carello zum zweiten Male. „Da hinüber!“ Er zeigte nach Westen. „Wir ziehen uns in einem Wagen zurück. Diese Ebene reicht bis weit hin. Sie gewahrt etwas Ruhe.“ „Kontanza,“ „Ich sah sie.“

Pietro hatte die Sandwolle nicht außer Acht gelassen. Sein Gewehr floh an die Wange, und der Schuß trachte unmittelbar nach der Aufforderung des Leutnants.

Brilli, Apagnotis und noch einer haben fast gleichzeitig Feuer. Wie sie lief er auch ihre Augen anstrengten, konnten sie drüben doch nichts erkennen.

„Best!“ Mit trummern Rücken lief der Leutnant in der schmalen Rinne längs des Berggipfels. Er machte sich keine Eile und sah sich des öfteren um. Der junge Leutnant hatte die Verantwortung für diese Leute. Wie einen physischen Schmerz fühlte er noch den Schauer, der ihm durch den Brilli's Blick überlief, als er sah, wie nahe sie der Kanon waren.

„Benedetti!“ rief er zurück. „Doch hinter mich! Kontanza!“ „Ich anderen, drei Schüsse!“ „In einer langen Reihe, abwechselnd nach links und rechts, sendend, liefen die Soldaten. Ihre Augen flammten, und die Hände packten das Gewehr fester. Der Feind hatte sie umgeben, in eine Falle gelockt, doch jetzt ist jetzt ein. Aber sie würden sich nicht ergeben...“ „nein nicht!“

gebung des Augenblicks gehörden, sich auf den Zufall verlassen, auf... Sie waren bei der Sandwolle.

„Best!“ Leutnant Carello's Stimme bebte vor Entschlossenheit. Seine Hände teilten sich den Soldaten mit. Als er mit seinem Gewehr auf die Wange zielte, verlor er die Kontrolle. Die hinteren beständigsten ihre Schritte, in einem gedankenlosen Saufen fürzten alle auf einmal vorwärts. Brilli's Rachen ging in zornige Ausrufe über, aus Apagnotis's Kehle stieg ein heftiges Brüllen. Benedetti lachte wie besessen und bemerkte das Gewehr über dem Kopf.

„Nein!“ „Ich will nicht.“ „Pietro war ein prüfendes Bild nach dem Berggipfel hin auf, Vermutlich sollte die Metrasse da hinüber gehen.“

„Nein,“ rief Leutnant Carello zum zweiten Male. „Da hinüber!“ Er zeigte nach Westen. „Wir ziehen uns in einem Wagen zurück. Diese Ebene reicht bis weit hin. Sie gewahrt etwas Ruhe.“ „Kontanza,“ „Ich sah sie.“

Pietro hatte die Sandwolle nicht außer Acht gelassen. Sein Gewehr floh an die Wange, und der Schuß trachte unmittelbar nach der Aufforderung des Leutnants.

Brilli, Apagnotis und noch einer haben fast gleichzeitig Feuer. Wie sie lief er auch ihre Augen anstrengten, konnten sie drüben doch nichts erkennen.

Unterhaltungs-Blatt

Beilage zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.

Nr. 3.

Donnerstag, 9. Januar

1913

Pierre.

Von Friedrich Karinth.

Pierre war ein Kind der Provence und kam zu Beginn des Jahres 1806 in die achte Brigade der Grande Armee als Freiwilliger. Pierre war zwanzig Jahre alt, ein krausköpfiger schlanker Bursche mit schönen, mutigen Augen, die in schwärmerischer Lust erglänzten. Anfang Jänner war's da Plakate wie ein Rauffeuer die Gegend überfluteten: es war des Kaisers Ruf, der an die Bürger, an das Volk erging, alle Franzosen zu den Waffen rufend. Es ergoß sich daraus jener eigentümliche, kühn pulsierende Ton, der Schreden zugleich und Begeisterung hervorrief; ein hypnotisierender, kraftstrotzender Ton, der gleich einem betäubenden Losen ins Ohr drang und das Blut ins Wallen brachte. Der Kaiser selbst hatte den Aufruf verfaßt, die Worte blühten wie die grünleuchtenden Aderaugen, mit denen er die Welt regierte. Es waren funkelnde Worte, keine Reihe von Buchstaben, sondern Schwertgeklirr, pfeifende Kugeln, ein sinnbetäubender, aufregender Schlachtruf.

Mit der ganzen schwärmerischen Hingebung einer zwanzigjährigen Seele gab sich Pierre dem alarmierenden Rufe des Adlers hin, der Rausch der Gloire durchglühte auch ihm das Herz; dabei war Pierre aber jung und träumerisch, in seinem Begriff personifizierte sich die Gloire-Idee in einer einzigen göttlichen Gestalt — und diese war des Kaisers Gestalt. Sein ganzes Wesen wendete sich mit schwärmerischer Bewunderung dem Niesen, dem Halbgott zu, in dem er das großartige Symbol aller Vollendung, alles Uebermenschlichen, den Triumph des menschlichen Geistes, den sieghaften Titan der Willensstärke erblickte. Sehen wollte er ihn, er sehnte sich nach seinem Anblick, wie der griechische Sängler den Anblick der Olympbewohner ersehnte. Sehen möchte er ihn, mit dem Zauber in den Augen, der Welten schuf; sehen möchte er in seinen Augen jenes Etwas, das in seinem Herzen von der Ferne schon eine solche Begeisterung, eine Anbetung fast entfachen konnte. In winterlichen Nächten erschien er vor ihm auf eilendem Rosse, zwischen blutigen Wollenmassen dahinsprengend, mit tausend Schwerte die wüsten Räume durchschneidend. Zwischen Toten und im Blute sich wälzenden Verwundeten jagte er dahin, und die Verwundeten streckten die Arme nach ihm aus, rissen ihr Herz aus dem Leibe und warfen es vor die Hufe seines Pferdes. Wie wahnsinnig brach aus ihnen der letzte Ruf der Begeisterung hervor: „Vive l'empereur!“ Und Pierre stöhnte im Schlaf und drückte seinen Nacken an die blutgeschlupfrige, kalte Scholle, damit das Pferd des Kaisers auf seinen brausenden Kopf trete.

Pierre trat also in die Grande Armee ein. Und es war gegen Ende September, da wehte ein kriegerischer Wind von Preußen her. Eine gespannte Erwartung hielt die Franzosen in Atem. Es kamen verschiedene Berichte. Franz I. hatte den Kaisertitel niedergelegt und Friedrich Wilhelm bekam es mit dem Adler zu tun. Der Adler traf seine Vorbereitungen. Mit erschreckender Raschheit wuchs das fürchterliche, das unbesiegbare Heer, welches orkanartig auf die Völker zu stürzen pflegte. Ein froher Ton herrschte in den Kasernen und bezauberte Pierres Seele, die sich gierig an dem neuen schäumenden Leben bewauchte, diesem farbenreichen Leben voll unbekannter Eindücke. Es erregte ihn die ausgelassene Lust der Soldatenseele, die da hineinlächelt in die geheimnisvollen Tiefen des Todes. Es erregte und lockte ihn diese neue Lebensauffassung, die lächelnden Munde, in schwellender Lebenskraft, mit wonnigglühenden Augen sich in die schweigende Nacht des Unterganges stürzt. Sterben für die Gloire, fürs Vaterland, für eine Idee und hauptsächlich für — den Kaiser; dieser Gedanke war's, der die junge, kindische, heiße Einbildungskraft Pierres erbeben machte, dem die anderen Lebensfreuden: der Sinnensausch, die Liebe, die Selbstsucht, noch unbekannt waren.

Und Pierre marschierte auf der heißen Landstraße, auf welcher die siegreiche Flut der Grande Armee gegen Preußen vorbrang. Er schmerzte ihn bloß, daß es ihm noch nicht be-

gönnt war, den Gegenstand seiner Träume zu sehen zu kommen, den Kaiser, der dort an der Spitze der Streiter einherritt, die stolze Stirn gegen den Nordwind stemmend, gleich Hannibal, als er mit ruhigem Bagemut sein Heer unter die prahlreichen Mauern Roms führte. Pierre war voll Glückseligkeit bei dem Gedanken, daß er mit ihm zusammen ist, in seiner Nähe, in der Nähe des Kaisers, seines lieblichen und geistigen Herrn. Und unter der Last der schweren Rüstung schreitend, spann er glänzende Träume von Tapferkeit, Aufopferung, Begeisterung.

Am 14. Oktober 1806 um drei Uhr nachmittags war die Schlacht. Am Himmel zogen sich langgestreckte, bläulichschwarze Wolkenstreifen hin; eine ölige Glätte überzog den gelblichen, unbeweglichen Horizont, die Umrisse der Jenaer Hochebene scharf zurückweisend. Auf dem holperigen, moirigen Boden schlich nur hie und da irgendein zähes, verwittertes Gras hin. Strauchgäme schlängelten sich in parallelen Linien in die Ferne. Als Pierre sich auf Kommando auf den Bauch warf und dann den Kopf am Haupte erhebend umerblickte, sah er weite sandige Hügel, welche, sich gegen eine steile Wand hinziehend, den Horizont gegen Westen abschlossen. Gegen Norden breitete sich eine unendliche, holperige Fläche aus. Pierres gegenüber vibrierten die Umrisse eines winzigen Waldes lila-farben im ruhigen Sonnenlicht. Und rechts, am Fuße des Hochebens, verlor sich ein unbeweglicher schwarzer Streifen in die fernern Nebel. In den Sonnenstrahlen erglänzten manchmal kleine blühende Punkte an den Rändern dieses schwarzen Streifens.

Eine unaussprechliche Erregung überkam Pierre. Er fühlte, daß der Moment gekommen sei. Eine wilde Freude durchströmte ihn, die Borne darüber, keine Furcht zu empfinden; dann erstickte er in sich jedes Gefühl und jedes Denken und wartete der kommenden Dinge.

Eine halbe Stunde dauerte das ganze. Man konnte genau unterscheiden, wie am linken Flügel der Franzosen die Reiterbrigade vorwärts drang, gleich einer roten, schlängelnden Wolke. Und als sie nach einer plötzlichen Wendung der Hochebene gegenüber zu stehen kam, kamen kleine weiße, massige Knäuel aus der schwarzen Ferne aufgestiegen. Ueber dem öden Grunde prasselte dumpf das erste Salvenfeuer hin. Wieder erschienen die weißen Knäuel, jetzt auch von links, vom Walde her. Plötzlich erdröhnt ganz in der Nähe Kanonendonner. Eine nervöse Erschütterung durchguckt das Lager; die Franzosen haben das Feuer eröffnet und gleichzeitig setzt sich der ganze rechte Flügel in Bewegung und ergießt sich mit Blitzschnelle hinab in das Tal.

Die Kanonen poltern heiser und fortwährend knattert das mörderische Salvenfeuer. Von allen Seiten stürzen Husaren hervor; mit eingezogenem Fuße, gestrecktem Halse, über das steif gehaltene Bajonett gebeugt, im Rauffschritt, mit fliegendem Mantel bringt die Infanterie vor, gleich einem riesigen, vom Sturm getriebenen Schwarm. Da erscholl auch hinter Pierres das Kommando: „Hurra!“ Und auf sprang Pierre samt den Kameraden und sie stürzten vorwärts. Eine drückende Betäubung erfaßte sein Herz; eine Minute nachher jedoch sah er sich und blickte umher.

Ihnen gegenüber, hinter der Hügelreihe, brachen funkelnde Bajonettspitzen hervor, immer dichter, immer höher. Plötzlich erblickte er Tschalos mit Riemen, mit vieredigen Koffeten, die in gleicher Ferne hinter den Bajonetten hervorlugten. Da erhob er das Gewehr und schuß. Dann blickte auf einen Augenblick der nackte Abhang der fernern Hochebene rot vor seinen Augen auf und hierauf kamen Knäuel von Rauch und ein endlosliches Geknatter erfüllte die Luft.

Von dem übrigen hatte er keine bestimmte Kenntnis. Dazwischen konnte er sich noch erinnern, daß, als nach fortwährendem mechanischen Feuere seine zitternde Hand kein Geschöß mehr in der Tasche fand, er ebenfalls mit dem Bajonett hieb, daß an irgend etwas anstieß. Da erfaßte ihn Entsetzen; er taumelte und wollte sich zurückwenden, da begegnete seine Augen dem

wuldergerrenen Anblick des Offiziers, der ihn heiser anschrte. Er stach auf's neue, sprangste dann über einen Körper, der vor seine Füße rollte, und beugte sich spähend vor. Um ihn herum tauchten harte, gespannte Profile auf: es waren Preußen. Nun erkannte er, daß er verloren sei. Eine große Verwirrung, ein entsetzliches Drängen folgte; er erhielt einen Schlag auf den Kopf, dann einen Stich in die Brust. Er fiel hin, sich einmal umsehend; einige schritten über ihn hinweg. Da breitete er seine Arme aus, begann zu schreien und Entsetzen ergriff ihn, bis ihn schließlich die Kräfte verließen.

Als er die Augen aufschlug, war es ringsumher wie eine launlose Erschlaffung. Es dämmerte, der westliche Himmel brannte in feuerrotem Glanze, im Osten zogen sich immer noch die langen, staubblauen Wolken hin. Pierre fühlte sein Herz leer, ausgestorben, gedehnt, wie er so den Horizont entlang hindankte. Tiefe Traurigkeit lag über der hinterstehenden Gegend. Auf der Erde lagen die toten Körper übereinander geworfen, zwischen zerbrochenen Helmen, über blutgetränkte Grasbüschel hingestreckt, einer und der andere gegen den Himmel gewendet.

Pierre schloß die Augen, und da gewahrte er, daß er röchelte. Er griff langsam an seine Brust und streifte das geronnene Blut ab. Er wollte eine Bewegung machen, konnte aber nicht. Das Bajonett hatte ihm die Lunge durchbohrt. Es ging zu Ende mit Pierre.

Da schwirrten verworrene Bilder kaleidoskopartig vor seinen Augen, zerrissene Gedanken, Lappen, an die er sich krampfhaft klammerte. Eindrücke von einst, die in der wilden Begeisterung der letzten Zeit verwischt worden waren. Hartnäckig umschwärzte ihn besonders das Bild eines sonnigen Vormittags, in einem kleinen Dorfe an der Garonne, als die Gloden zur Messe läuteten. Durch das schwellende Laub warf die Sonne vibrierende lichte Flecke. Frohsinn und Hoffnung erfüllten die Herzen. Es war im Mai: der Himmel lächelte freundlich zwischen welligen Wolkenstreifen hervor. Und in dem hellblauen Himmel war ein schwingender, goldgelber Strohhut eingekreuzt. Pierre strengte mit krampfhafter, sehnächtiger Lust seine Einbildungskraft an. Er sah auch ein Paar rote Topfanten, über welchen ein weißer Strumpf herausblidte. Das Mädchen hieß Angelique, sie hatte an jenem Vormittag rote Stiefelchen an und lächelte Pierre zu.

Pierre delirierte. Es schien ihm, als ob rote Stiefelchen um ihn herumtanzten, sich mit einladender Anmut schwingend. Er hüfte sich danach, wollte die Stiefelchen küssen, diese aber hüpfen lossetzt zurück und der helle Strumpf blühte wieder hervor. Er hörte ein leises, pridelndes Röchern; es war Angelique, die lachte. Pierre beugte sich wieder nach ihr, aber die Stiefelchen entwichen, hüpfen wieder zurück. Hierüber begann er zu toben, stieß wütend in die Erde und es war ihm, als wenn entsetzliches Geschrei ihm entströmen würde, indes er doch nur leise, taftmäßig weiterdächelte. Jetzt erkannte er, daß er auf dem Schlachtfeld liege mit todeschweißbedecktem Gesicht, zwischen geronnenen, erkalteten Blutklumpen. Er fühlte plötzlich eine verzweifelte Lebenslust, begann zu schluchzen und rief zweimal den Namen Angelique. Auf einen Augenblick entsachte sich sein volles Bewußtsein, er wollte um Hilfe rufen, er besann sich, daß vielleicht Dilligencen herumsfahren und die Verwundeten aufnehmen. Mit der letzten Kraft stützte er sich auf einen Arm und öffnete die Augen.

Kaum zehn Schritte weit von ihm, auf einer kleinen Anhöhe, standen zwei Reiter im rostroten Scheine der sinkenden Sonne. Ringsumher lagen die Gefallenen. Der eine der Reiter stand etwas mehr vortan, gerade Pierre gegenüber, so daß er nur die bewegungslos gespannten Vorderfüße des Pferdes sehen konnte. Es war ein gedrungenes Männlein mit strammer Haltung, in weißer Hirschlederhose, über die breiten Schultern einen blauen Mantel gehängt; auf dem Kopfe ein riesiger, halbkreisförmiger Kischal. Mit zusammengepreßten Lippen betrachtete er die dunkelnden Umriffe des fernen Hochplateaus.

Sofort erkannte Pierre den Kaiser. Das Wort erstidte in seiner Kehle, sein Mund starre offen, die heraustretenden Augen hingen hypnotisiert an der Gestalt des Reiters. Er wartete, daß etwas geschehen werde, daß der Kaiser hinsehen werde. Dies dauerte so eine Weile, dann plötzlich kam er zum klaren Bewußtsein, zur Erkenntnis der Lage. Ach, was lag dem Kaiser an ihm, dem Sterbenden, einem von den das Schlachtfeld bedeckenden blutigen Scherben! Von allen Seiten erhoben sich Stöhnen, wehllagende Laute und Geufzer zu ihm, er aber wendete das Gesicht mit dem harten Profil dem Hochplateau zu. Kein durchgeistiger Zauber, nicht die Hoheit eines

nischer, stählerner Wille, eine selbstsüchtige, durstige Gabel, eine grenzenlose, nicht zu befriedigende, starrsinnige Ruhmbegierde.

Und Pierre erkannte sich plötzlich als das Opfer eines entsetzlich blöden Irrtums. Er sah es klar, daß er ebenso ein Anrecht hätte auf das Leben, auf das Sonnenlicht, auf die schönen Lebensfreuden wie dieser Mann da, dem es eine Notwendigkeit war, daß sein stilles, siedendes Gehirn entzwei- gespalten werde, daß sein junges hoffendes Herz durchstoßen werde. Was kümmerte sich nun der Kaiser um ihn, den Sterbenden? Er brauchte die Lebenden, daß sie sich für ihn begeistern, für ihn sterben, für ihn, den unersättlichen Moloch, der die Völkermillionen gegeneinander hezte, um sein kleines, gieriges, sterbliches Menschenherz die übermenschliche Wonne des Ruhmes kosten zu lassen.

Das Dörfchen an der Garonne . . . der sonnenbeleuchtete Weg . . . Angeliques Lachen, ihre weiße Zahnreihe . . . dahin, alles dahin. Wegen dieses gedrunghenen, lächerlichen, diebühnigen Männleins. Ein entsetzliches, wütendes Lachen schüttelte ihn, gern hätte er die Zunge ausgestreckt. Dann verwirrte sich alles in seinem Kopfe; noch einmal erhob er die Faust und schüttelte sie kraftlos gegen die untergehende Sonne. Sein letztes Gefühl war, als rief er laute Schimpfsworte dem Kaiser zu, doch nur leises Röcheln kam aus seiner Brust, und auf den einen Arm gestützt, fiel er ab, mit dem Gesicht der Sonne zugekehrt.

Die beiden Reiter kamen im Schritte zwischen den Erdschollen abwärts.

„Wir können gehen,“ sagte der Kleinere.

„Ja, Sir,“ sagte der andere, der ihm ehrerbietig nachsahle.

Sie gaben den Pferden die Sporen und trabten brausend vor der Stelle vorbei, wo Pierre hingestreckt lag. Eine Wutlache glänzte zwischen den Grasbüscheln, und wie das Pferd Napoleons darüber hinwegsprang, spritzte es den blutigen Kot in die offen gebliebenen Augen des Toten.

Ein Menschenfresserstamm. *)

Kurzeit beherrscht Sultan Labassu (d. h. Mann des Krieges), der Sohn Sultan Bengassus, das Land der Maffara. Die französische Verwaltung übt nur eine Oberaufsicht über das Sultanat aus und überläßt dem Sultan die Regierung seines Reiches, die sich natürlich in ganz absolutistischen Formen vollzieht. Selbst das Recht, gegen Nachbargebiete und widerspenstige unterworfenen Häuptlinge Krieg zu führen, ist dem Sultan vom französischen Gouvernement belassen worden. So besand sich Labassu zu der Zeit, als ich sein Land besuchte, gerade in einem Kriege mit seinem Oheim Wando, der sich seiner Autorität nicht fügen wollte. Traditionell findet jedes Jahr ein Kriegszug gegen das Volk der Wubu statt, die westlich des Kotto sitzen, aus Rache, weil einst die Wabu den Großvater Labassus, namens Wbari, gefangen und getötet haben. Dieser Zug dient dazu, sich mit neuen Sklaven und namentlich mit Menschenfleisch zu versorgen.

Die Residenz Labassus, die ich täglich besuchte, setzt sich aus etwa 500 Rundhütten zusammen und ist von einer ständigen Leibgarde bewacht. Der größte Prozentsatz der Einwohner- schaft besteht aus dem Harem des Sultans. Labassu hat unge- fähr 1200 Weiber geheiratet, und zwar aus den verschiedensten Volksstämmen. Aderbau und Jagd liefern die Hauptnahrung für die Maffara. Großvieh findet man, außer auf der Station, trotz der gesunden Gegend, gar nicht; Kleinvieh nur in be- schränktem Maße. Die Gegend ist fast kesselfrei. Fälle von Schlafkrankheit sind noch nicht bekannt, dagegen sind Aussatz (Lepra) und Elefantiasis bei beiden Geschlechtern stark ver- breitet. Wenn auch diese beiden Krankheiten der Fortpflanzung recht hindernd in den Weg treten, so sind doch die Hauptursachen der geringen Vermehrung auf andere Weise, und zwar fol- gendernachen zu erklären: Die Menschenfresserei fordert jähr- lich unzählige Opfer, da die meisten Vergeben, selbst sehr ge- ringfügige, mit dem Tode, d. h. mit Geschlachtet- und Auf- gesessenwerden, bestraft werden. Da für vermögende Leute der Ausweg besteht, sich vom Tode freizulaufen, so fallen dieser barbarischen Sitte meist Vermögenslose, Sklaven und Weiber zum Opfer. Stirbt ein freier Mann des Landes, so werden, je nach der Stellung des Verstorbenen, eine große Anzahl Sklaven geschlachtet.

Da der Sultan und seine Untersultane die meisten Weiber zu

*) Aus: Vom Kongo zum Niger und Nil. Von Adolf Fried- rich Herzog zu Mecklenburg. Zwei reich illustrierte Bände. Leipzig. Verlag von F. A. Brockhaus. Preis gebunden 20 Mk. — Das interessante Werk wird noch eingehend besprochen werden.

sich selbst nehmen, besteht für die anderen Männer nicht besonders viel Gelegenheit zum Heiraten. Natürlich nehmen es die vielen Frauen eines Mannes mit der ehelichen Treue nicht sehr genau, obgleich auferhehlicher Verlehr streng bestraft wird. Bei anderen Stämmen freut sich der Ehemann aus pekuniären Rücksichten über jeden Familienzuwachs, ohne viel danach zu fragen, woher er stammt. Bei den Massara jedoch werden uneheliche Kinder samt der Mutter und dem etwa ermittelten Vater getötet, allerdings nur wenn der Ehemann es wünscht. Bei besonders beliebten Frauen nimmt man von der Todesstrafe Abstand. Aus Furcht vor der Strafe wird von vielen Frauen zum Schaden der weiteren Fortpflanzungsmöglichkeit künstlicher Abortus eingeleitet.

Stirbt ein freier Mann, so werden stets seine Lieblingsfrauen erdrosselt und mitbegraben. Viele Frauen und Sklaven begähen aus Angst vor solchem Tode Selbstmord, sobald sie das Ende ihres Herrn und Gebieters herannahen sehen. Stirbt eine freie Frau, so werden ihr, entsprechend der Stellung des Ehemannes, mehrere Sklavenmädchen ins Grab mitgegeben. Nur unfreie Leute und Gefangene werden allein begraben. Oft habe ich die Leute gefragt, was geschehen wird, wenn Sultan Labassu selbst einmal stirbt. Würden dann alle seine 1200 Frauen erdrosselt und mit ihm begraben und ebenso viele Sklaven geopfert werden? Das würde ja ein getadebo haarsträubendes Blutbad werden! Würde sich dies angesichts der französischen Station ereignen? Darauf erhielt ich die Antwort, daß sie wohl den Tod des Sultans zunächst verheimlichen und dann die Leiche weit abseits ins Innere des Landes schaffen würden, um dort, von der Regierung ungehindert, dem toten König gegenüber ihre Pflichten erfüllen zu können. Alle Weiber des Sultans würde man zwar nicht töten, wohl aber seine Lieblingsfrauen.

Daß die Massara unter diesen haarsträubenden Umständen sich so wenig vermehren, ist ganz natürlich. Verwunderlich ist nur, daß ein solches Naturvölk mehr gegen, als für die Erhaltung seiner Art tut. Nur durch fortwährende Kriege- und Sklavenzüge war es bisher möglich, das erforderliche Menschenmaterial, namentlich Frauen, herbeizuschaffen. Selbstverständlich sucht die französische Verwaltung diese furchtbaren Sitten zu bekämpfen. Das ist aber nur direkt am Flusse von Erfolg begleitet, wo europäischer Einfluß sich bereits geltend zu machen beginnt, nicht aber im weiten Innern des Landes. Der Sultan selbst leistet den französischen Bestrebungen den größten Widerstand, denn er ist wenig interessiert, Wandel zu schaffen, da sich seine Macht zum großen Teile mit auf seine schredlichen Gebräuche stützt.

Auch die Religion der heidnischen Massara gebietet diesen Menschenopfern keinen Einhalt, sondern verlangt sie sogar. Mohammedanischer Einfluß ist nirgends zu bemerken, denn die Eroberungszüge der Araber, des Mahdi und des Chalifen, hatten sich bis in diese Gebiete nicht erstreckt. Nur einmal wagte sich eine von Hiber-Pascha aus dem Bah-el-Ghazal gesandte Kolonne von Sklavenjägern unter Führung des später bekannt gewordenen Mahdi in das Land der Massara, wurde jedoch von dem damaligen Sultan Mbari mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Christliche Missionen würden vorderhand noch gar keinen Erfolg haben. Um sie zu schützen und zu unterstützen, müßte die Regierung ganz andere Machtmittel entfalten, als dies bisher der Fall gewesen ist. Daher bleiben die Massara vorläufig bei ihrer althergebrachten einfachen Religion, über die ich folgendes erfuhr:

Wohl glauben sie, daß ein höheres, rätselhaftes Wesen, Begi, besteht, welches Donner und Blitz verursacht; sie verehren es aber nicht. Für sie gibt es weder eine Vergeltung im Jenseits, noch ein Fortleben der Seele nach dem Tode. Sie fürchten und verehren nur ihren Sultan und treiben einen speziellen Ahnenkult, der Bassina genannt wird. Da nach ihrer Ansicht die Ahnen von dem Großvater aufwärts den Menschen Böses zufügen, Krankheiten und Tod verursachen können, bringt man ihnen, um sie günstig zu stimmen, regelmäßige Opfer in Form von Speisen und Getränken, Hörner erlegter Antilopen, Herz und Kopf erschlagener Feinde. Meist hat jede Familienstippe ihr eigenes Bassinahaus, wo die Opfergaben niedergelegt werden. Jeder Ahne hat darin seinen bestimmten Opferplatz. Einzelstehende Familienmitglieder bringen ihre Bassinaopfer in eigens dazu vor ihren Hütten aufgestellten Opferständen dar. Das Hauptbassinaopfer findet jedes Jahr nach der Ernte statt. Es ist mit einer allgemeinen Körperwaschung verbunden; auch entledigt man sich der bisher getragenen Kleidungsstücke durch Vernichtung und legt neue an. Absolute Enthaltensamkeit von Wein und Weib ist während der Opfertage geboten. Um so größer sind aber die Orgien, die mit Erscheinen des Neumondes nach vollbrachten Zeremonien einsetzen. Auch nach Beendigung eines Hausbaues ist es üblich, größere Opfer für die Ahnen zu bringen.

Einen ungeheuren Einfluß am Hofe und im Reiche des Sultans haben die Bengi-Männer, denen gewissermaßen die Funktionen der Untersuchungsrichter zufallen. Ist jemand eines Vergehens angeklagt, so wird ihm, um zu entscheiden, ob er

Bengitrant gereicht. Fällt der betreffende darauf bewußtlos zu Boden, so gilt er als schuldig und wird geschlachtet, falls nicht seine Verwandten ein beträchtliches Lösegeld zahlen. Es steht natürlich in der Willkür des Bengimanns, den Trank mehr oder weniger stark zu mischen und damit die Wirkung zu bemessen. Diesem Verfahren fallen jährlich Hunderte zum Opfer. Für kleinere Vergehen besteht meist Einziehung eines Teils oder des ganzen Vermögens des Schuldigen zugunsten des Sultans, oder im Falle der Zahlungsunfähigkeit eine Art Schuldsklaverei. Diebstahl wird stets mit Abschneiden der Ohren bestraft.

Vergebens bemühte ich mich, herauszubekommen, ob bei den Massara irgendeine Art von Totemismus besteht. Auch Beschreibung und irgendwelche Mannbarkeitszeremonien fand ich nicht.

Sehr liberal sind die Massara in der Wahl ihrer Frauen. Während bei den meisten Stämmen Zentralafrikas Angehörige gleicher Familien und Dörfer einander nicht heiraten dürfen, gilt bei ihnen nur der erste Grad der Verwandtschaft als Ehehindernis. Sehr oft kommt es vor, daß ein Mann seine direkte Nichte heiratet. Die Heirat ist lediglich ein Kaufgeschäft. Wer viel Geld hat, kann sich viele Frauen halten. Der Kaufpreis richtet sich auch nach der Würde des Schwiegervaters. Sind die Frauen verheiratet, so werden sie sehr streng gehalten; solange sie aber unverheiratet sind, wird keineswegs auf Keuschheit gesehen. Für junge Mädchen ist Prostitution gar nichts Unehrehaftes.

Die Frauen beschäftigen sich neben der üblichen Hausarbeit und der Kinderpflege hauptsächlich mit der Töpferei. Bei der Feldarbeit, die meist von Sklaven ausgeführt wird, sieht man sie selten. Die Männer betreiben Acker- und Mattenflechterei, Seil- und Rehtmüpferei, Schmiedekunst und Eisenbeschmiederei. In der Trockenzeit gehen sie auf die Jagd. Die Großen des Landes arbeiten natürlich überhaupt nicht.

Die Sprache der Massara gehört vermutlich zu den Sudansprachen. Sie hat jedoch keine Ähnlichkeit mit der Sprache der Nachbarstämme, der Nafoma, Wanda usw., ähnelt aber in vielen Wörtern der Mandesprache.

Mancher Leser wird sich, wenn er von den kannibalistischen Sitten und Gebräuchen der Massara gehört, wundern, daß es mir möglich war, dieses Land unbehelligt zu durchziehen. Warum fiel nicht auch ich der Menschenfresserei zum Opfer? Darauf kann ich getrost antworten, daß mir gerade in diesem Gebiete die Leute nicht feindlich gegenübergetreten sind. Waren sie auch nicht besonders entgegenkommend, so verhalten sie mir doch in ihrem eigenen Interesse zur Weiterreise, denn es war ihr sehnlichster Wunsch, mich recht bald wieder loszuwerden und nach dem nächsten Dorfe abzuschließen. Es besteht übrigens bei diesen Wilden auch gar nicht die Sehnsucht, jeden Fremden sofort zu töten und aufzufressen, sondern die Bestimmtheitsfresserei geschieht, wie ich geschilbert habe, lediglich bei bestimmten Gelegenheiten, als Strafe, als Opfer für Verstorbenen, im Kriege oder sonst in Verbindung mit gewissen Zeremonien.

Die Massara wissen heute schon sehr wohl, daß die Regierung gegen sie doch einmal einschreiten würde, wenn sie sich an einem Europäer vergreifen würden. Warum sollten sie sich also Unannehmlichkeiten aussetzen, wo doch so viel anderes Menschenmaterial zu ihren scheußlichen Tischen vorhanden ist? Würde man dagegen als Europäer im Falle eines Aufstandes, beim Tode eines Sultans oder bei irgendwelchen Naturereignissen absichts der Verkehrswege in ihre Hände fallen, dann wäre es natürlich sehr nahelegend, daß man auch als Europäer in den Magen eines Massara verschwinden könnte.

Kleines Feuilleton.

Parlamentarische Redekunst.

Der Schriftsteller August Angenetter hat eine Anthologie von Sprachschönigern zusammengestellt, die sich Abgeordnete des Wiener Reichsrats zuschulden kommen ließen, und berichtet darüber in der Wiener Allgemeinen Zeitung. Die originellsten Zitate aus dieser Zusammenstellung sind folgende:

„Wenn ich auch, was mir vor den Begnern immer vorgeworfen wird, sehr oft einen Kaufsch habe, so gehe ich auch sehr oft in die Kirche.“

„Auf die gestrigen erbärmlichen Äußerungen meines geehrten Herrn Gegenkandidaten gehe ich deswegen nicht ein, weil sein Gehirn so weich ist wie eine Eierseife.“

„Wenn ich solch einen arroganten Agrarier reden höre, flüstert mir mein guter Genius immer zu: Gib' ihm a Batjäh'n . . .“

„Die Agrarier sind die habgierigsten Kerle. Sie verteuern sogar dem Kinde die Milch im Mutterleibe.“

„Das traurigste Ereignis ist im politischen Leben ein Mißgeheimnis, das es dahin gebracht hat, keiner mehr zu sein.“



„Ich bin ein Veteran vom Scheitel bis zur Sohle.“
„Als einen gebildeten Menschen widerstrebt es mir, mit diesem hundsgemeinen Schurken mich in einen Diskurs einzulassen. Wenn er jetzt da wäre, würde ich ihn nach ein paar saftigen Ohrspeigen hinanschmeißen, den elenden Kerl.“

„Der Mann hat seinerzeit als Sekretär eines Krankenvereins so viel Butter auf sein feuriges Haupt gesammelt, daß er sich nicht einmal mehr unter eine Gaslaterne trauen darf.“

„Romulus und Remus haben die alte Metropole Italiens gegründet. Wieso kommt Nathan dazu, jetzt dort Bürgermeister zu sein? ... Nur um den Heiligen Vater zu ärgern?“

„Das Gehirn der Genossen besteht nur aus blutigen Arbeiterkreuzern.“

„Die Regierung ist ein Gasbock. Wenn man sie angreift, so steigt sie.“

„Gegenüber den niederträchtigen Verleumdungen meiner Gegner konstatiere ich, daß ich von einer Frau auf legalem Wege geboren bin.“

„Ich habe damals an dem Gesicht des Obergenossen erkannt, daß es im sozialdemokratischen Zukunftsstaat erbärmlich frinkt.“

„Diese Lehrbuben oder jugendlichen Süßarbeiter, wie die Sozialdemokraten sagen, tun am liebsten untereinander Kinder erzenen, obwohl sie dazu keinen Befähigungsnachweis haben.“

„Durch das unzulässige Kreditwesen wurden schon zahlreiche Gewerbetreibende an den Rand des Strides gebracht.“

„Die Not des Kleingewerbes ist derart gestiegen, daß sein Tiefstand bereits auf dem höchsten Punkt angelangt ist.“

„Meine Käusche habe ich mir für mein eigenes Geld geleistet und sind dieselben daher mein ureigenstes Eigentum.“

„Die Juden sollen aufhören, sich über meine Käusche lustig zu machen. Noch hat den ersten Kauch gehabt, und der war ein Jude.“

„Die allgemeine Besessenheit in dieser Versammlung schob meinen aufklärenden Ausführungen einen gewaltigen Riegel vor.“

„Die heutige Vertretung der Stadt Wien im Reichsrat ist ein Wechselfalg, gezeugt von den vaterlandslosen Gesellen mit der bedenklichen Mutter des Freisinn im Ehebett des Wahlschwindels.“

„Es ist eine hundsniederträchtige Verleumdung, wenn behauptet wird, daß die Politik der Christlichsozialen von den Pfattershöchinnen gemacht wird. Die haben ganz andere Dinge zu tun.“

„Die armen Dienstboten werden nicht selten im Stall geboren und das Schwein ist dabei Gevatter.“

„Viel unehelicher als das männliche ist das weibliche Element, das auch durch die Statistik die meisten unehelichen Kinder bekommt.“

„Das flache Land hängt wie ein Blutegel an den vollen Brüsten der Stadt Wien.“

„Eine der traurigsten Institutionen der modernen Gesellschaft ist die wiederholte uneheliche Mutter ohne auffindbaren Vater.“

Die im Jahre 1913 freiwerdenden Autoren.

Man schreibt der Frankf. Ztg.: Von den Autoren, deren Werke mit Ablauf dieses Jahres frei werden, sind die folgenden zu nennen: Verthold Wuerbach, der Dichter der Schwarzwälder Dorfgeschichten und zahlreicher Romane; Gottfried Kinkel, der Schöpfer des Epos Otto der Schütz und vieler trefflicher Gedichte; Friedrich Franz Hoffmann, der Verfasser zahlloser Jugenderzählungen, Begründer des einst viel von Knaben gelesenen Deutschen Jugendfreundes; Karl Egon Ebert, der deutsch-böhmische Epiker und Dramatiker, von dem auch sehr viele Balladen (Der Säger im Palast, Frau Pitt) durch Schullehrbücher bekannt geworden sind; Franz v. Kobell, der oberbayerische Dialektdichter, und Hermann Pottner, der berühmte Literaturhistoriker und Kunstschriftsteller. Dann sind auch der Komponist Friedrich Wilhelm Rüden, der Schöpfer zahlloser genu gesungener Lieder, der Musikpädagogie und Komponist Theodor Kullak, der Autor zahlreicher Klavierkompositionen; der Frankfurter Komponist Joachim Raff, Verfasser von Opern, Kammer- und Kirchenmusik, zu erwähnen.

Geliebte Stiefelsohlen.

Eine Umwälzung in der gesamten Schuhfabrikation dürfte eine neue Erfindung hervorrufen — die moderne Bodenbefestigung ohne Naht und ohne Nägel. Der Gedanke selbst ist nicht neu, denn schon vor Jahrzehnten hat man mehrfache Versuche in dieser Richtung unternommen, die aber an dem damaligen Stande der Maschinentechnik und der Chemie scheiterten. Die bisherige Methode des Nähens oder Nagelns hat manche Nach-

teile. Dieser Arbeitsprozeß ist ziemlich zeitraubend. Das Material verliert durch die bi-herige Methode bedeutend an Widerstandsfähigkeit. Durch die zahlreichen Nadel- und Nagellöcher dringt Staub und Feuchtigkeit in das Schuhwerk ein und die Reparaturfähigkeit hält infolgedessen nicht lange an. Von besonderer Bedeutung sind aber die hygienischen Vorteile der neuen Fabrikationsmethode. Die Schuhe werden vollständig wasserdicht. Das Leder wird an den Stellen, an denen der Klebstoff aufgetragen werden soll, mit einer Drahtbürste aufgeraut. Dann wird die Sohle an den aufgerauten Rändern mit dem Kitt bestrichen. Dieser Kitt trocknet in einigen Minuten. Wird die Sohle befestigt, so wird der Kitt zuvor mit einer zweiten Lösung angefeuchtet und der Schuh kommt in die Presse, in der er sich etwa eine halbe Stunde befindet. Auf die gleiche Weise werden auch Doppelsohlen aufgesetzt. Die Sohlen können bis zu einer ganz dünnen Schicht abgetragen werden, da die Ränder infolge ihrer Unverletzlichkeit nicht ausreißen. Die deutsche Heeresverwaltung hat bereits die neue Erfindung erprobt und scheint mit den Erfolgen dieser Methode zufrieden zu sein, denn sie fertigt jetzt die Militärstiefel in größerem Umfange nach dem Klebeverfahren an. Die vom Unternehmer benötigten Produktionsmittel sind verhältnismäßig gering. Dagegen wird der Arbeitsprozeß wesentlich vereinfacht, die Herstellung des Schuhwerks ist also billiger. Daß die Vorteile der neuen Fabrikationsmethode einen Einfluß auf den Markt ausüben werden, ist schwerlich anzunehmen.

Kann man sich im Bett erkälten?

Auf den ersten Blick scheint es wenig wahrscheinlich zu sein, daß eine Erkältung im Bette stattfinden kann, da ja das Bett ein schlechter Wärmeleiter ist und wir im Bette von einer gleichmäßigen, nicht zu hohen und nicht zu niedrigen, behaglichen Temperatur umgeben sind. Trotzdem sind die Fälle nicht vereinzelt, wo auch im Bette Wärmeverluste eintreten können. Daß unter den Betten eine genügende Wärmeschicht vorhanden ist durch Hochhaarmatratze oder wollene Decke, ist eine selbstverständliche Voraussetzung; hier liegt nicht die Schädigung, wohl aber in dem Deckbett, das durch die eigene Schuld des Schlafers oft recht ungenügend den Körper deckt. Besonders ist dies bei zerren Betten der Fall, namentlich ist in den Gasthöfen das Deckbett meist etwas knapp. Dadurch wird der Körper oft entblößt und die Folgen sind, worauf in den Blättern für Volksgesundheitspflege mit Recht hingewiesen wird, unruhiger Schlaf. Das unzulängliche Zubeden verringert aber nicht nur die Tiefe des Schlafes, sondern führt auch oft direkt zu Erkältungskrankheiten. Erkältungen können während des Schlafes auch entstehen, wenn bei offenem Fenster geschlafen wird und ein kalter Luftzug den entblößten Körper des Schlafenden trifft. Das Deckbett soll lieber etwas zu reichlich als zu schmal und zu kurz sein, damit sich der Schlafende in dasselbe nach Bedürfnis einwickeln kann. Am besten richtet man das Deckbett so ein, daß es aus mehreren Schichten besteht, etwa einer im ganzen Leinwandzeug stehenden Wolldecke und einem dünnen Dämmenbett, das aber nicht als Plumeau für die Füße, sondern für den ganzen Körper berechnet ist. Dann wird sich der Schlafende nach Belieben zudecken können, er kann sein Bett ohne zu viel oder zu wenig Wärme der jeweiligen Temperatur anpassen und vor allem wird er Rücken und Unterleib vor Erkältung schützen.

Humor und Satire.

Nächtlich. „Eigentlich ist das Einjährigenvjahr eine Schinderei. Das einzig Gute daran ist, daß man sich nicht jeden Morgen den Schädel zu zerbrechen braucht, was für eine Kravatte man umbinden soll.“

Zur Glaubensstärkung. „Glücke aber sind unter euch, die da sagen: „Laßt sie doch braten, die Reper, Was geht's ins aan!“ Ja, meints denn ihr, der Dampf der Hölle, bal viel solchene Babi drin sind, der steigt nicht hinauf in die Gefilde der Seligen? Da könntets ihr ein' schönen St'ant erleben im Paradies!“ (Simpl.)

Eine Instruktionsstunde. Feldwebel: Wozu haben wir die allgemeine Wehrpflicht? — Rekrut: Damit wir alle unser Vaterland verteidigen sollen. — Feldwebel: Nein! Aber ich will es euch sagen:

- 1. damit ihr alle zunächst einmal das Maul halten lernt; denn draußer habt ihr doch immer die große Klappe;
- 2. damit ihr einmal ordentlich arbeiten lernt; denn draußen habt ihr doch immer nur gestreift und in den Kneipen rumtratselt;
- 3. damit auch die Brüderberger vom Bibil zum Schutze des Vaterlandes herangezogen werden. (Zugend.)

Schon dagewesen. Das Dienstmädchen: „Gnädige Frau, der Briefträger ist draußen . . . wegen Neujahr.“ „Aber was will er denn, ich habe es ihm doch schon voriges Jahr gegeben.“

Verantwortlich: David Bodt in Halle a. S. — Druck der Halle'schen Centraldruckerei von Dr. H. H. H. H.